

Zu Beat Toniolos Bächtold-Projekt

Er war ein Zeitgenosse William Faulkners oder Jean Giono, deren Romane man mit einer bestimmten Landschaft – den amerikanischen Südstaaten, der Provence – verbindet; er kann ihnen als Erzähler das Wasser reichen. Aber er schrieb nicht in einer Weltsprache, sondern in seinem Schaffhauser, um genauer zu sein: Wilchinger Dialekt. Und damit ist sein Werk – für die Leserinnen und Leser der übrigen Welt (trotz physischen Erscheinens in vielen Bänden) in gewissem Sinn unveröffentlicht geblieben. Die Barriere, die es von ihnen trennt, ist unüberwindlicher als etwa diejenige eines rätoromanisch sprechenden Tals. Denn dort wäre, schon aus Gründen des eidgenössischen Kulturproporz, für Übersetzung gesorgt, und vermutlich wären die Autoren – wie bei einer „kleinen Sprache“ üblich – selbst daran beteiligt. Mehrsprachigkeit wäre in ihrem Fall nicht nur zwingend, sie ist auch eine Gnade, eine Kompetenz, um die sie europäische Mitbürger beneiden dürfen.

Der Fall Albert Bächtolds liegt vertrackter – denn eine Übersetzung ins Hochdeutsche, so nahe sie liegt, würde seine Leistung im Kern schmälern, in der Substanz beschädigen. Dies um so mehr, als der Autor zum Schritt in die „eigene“ Sprache selbst gezwungen worden ist, gegen seine Absicht, ja, zu seiner Verzweiflung. Und das widerfuhr keinem Anfänger, sondern einem gestandenen Mann, nachdem er – nach einer ländlichen Kindheit, nach Lehr- und Wanderjahren im (gerade noch) zaristischen Rußland und dann im Amerika der *Roaring Twenties* – seine Karriere als werdender Millionär verspielt hatte. Die Weltwirtschaftskrise wurde, als persönlicher Bankrott, zum Zündfunken einer neuen Berufung – zum Mundartdichter? Nein: zum Paradox eines „Mundartdichters von Welt“.

Dieser Prozeß hatte nichts von einem „Sprungbrett“. Es war, nach allen Kriterien des Erfolgs (denen sich der junge Bächtold als tüchtiger Spekulant durchaus verschrieben hatte) ein Absturz ins buchstäblich Unbekannte und wurde zugleich die Geburt eines großen, nach Gotthelf beispiellosen Erzählers – sein „anderer Weg“. Und an diesem hielt Bächtold von Buch zu Buch immer gewissenhafter, ja störrischer fest – und war gerade dann von heimattümlicher Mundartliteratur weit entfernt, wenn er sich selbst auf diese berief und das Mißverständnis um seine literarische Person noch vervielfachte. Bächtold war, in seiner persönlichen Gesinnung, der pure Reaktionär – in seinen Stoffen aber, und dem literarischen Niveau ihrer Verarbeitung ein paradoxer Kosmopolit. Sein Ausgangs- und Fluchtpunkt blieb das heimische Nest; sein erzählerischer Horizont ist die Moderne des 20. Jahrhunderts, gewissermaßen durch die Augen trotziger, aber auch graziöser Unschuld betrachtet. Sein einziger (gebührend entfernter) Verwandter ist der als „Stücklischreiber“ verkappte Dichter Robert Walser, nur daß es Bächtold verstanden hat, seine Tarnung noch undurchsichtiger zu machen. Aber die deutsche Literatur hat kein Gegenstück zu „Pjotr Iwanowitsch“, „De Silberstaab“ oder „De goldig Schmid“.

Muß man Klettgauer Dialekt lernen, um dieses epische Werk zu genießen und zu würdigen? Ja. Aber es ist *möglich* – jedem, welcher der deutschen Sprache ein wenig mächtig ist, ist es zumutbar, sich in die Macht von Bächtolds Sprache einzulesen. Warum könnte es *nötig* sein? Weil der Teilnehmer der „flachen Welt“ (Thomas L. Friedman), die Raum und Zeit – und damit die Verbindlichkeit von beidem – auf eine digitale Tastatur schrumpfen läßt, nötig hat, der Kraft der *Verortung*, die allein das Gewicht seiner unverwechselbaren Person verbürgen kann, in sinnlich überzeugenden Beispielen zu begegnen. *MundArt* kann – statt einer

Wegwerfssprache - Lebenskunst bedeuten, Bildung zum Hier und Jetzt, ökologisch tragfähige Geistes-Gegenwart. Vermittelt werden aber muß sie heute ganz unvermeidlich in neuen Medien, gerade solchen, gegen die sich Bächtold verwahrt hat. Man kann zeigen, daß er nicht nur in ihnen bestehen kann, sondern – der erfolgreiche Verkäufer tragbarer Kameras! – mit ihnen heimlich im Bunde war.

Das ist keine geringere Herausforderung als diejenige, der er sich selbst – als Mundartschreiber des 20. Jahrhunderts – ausgesetzt sah. Aber so wahr heute Wilchingen – wie Zürich oder Tokyo – ein Ort globalisierter Zivilisation geworden ist, so wahr lohnt es sich, den persönlichen und kulturellen Grundlagen dieser Entwicklung in Gestalt einer „großen Erzählung“ zu begegnen.

Ich glaube, daß Beat Toniolo, der in die Globalisierung ausgewanderte Kultur-Täter, auch als enger Landsmann Bächtolds der rechte Mann ist, die Chancen seiner Übersetzung ins digitalisierte Bewußtsein – und dessen Rückbindung an eine lokale Mundart – „auf vielen Kanälen“ wahrzunehmen, zu wagen und zu „präsentieren“ – im vollen Sinn des Wortes. Ich kann ihm nur jede mögliche Unterstützung für sein hoch originelles Projekt wünschen, in dem sich gerade Sprecher von „modern mundart“ – sie bilden längst die Mehrheit, nicht nur in der deutschen Schweiz – wiedererkennen werden: was sie bewegt, was sie suchen, was ihnen fehlt.

Berlin, 20. März 2014

Adolf Muschg